

deutsche Kunstgeschichte hinaus, für allgemeine kunsthistorische Fragestellungen, Ikonographie usw. hat. Auf eine andere solche Länderbibliographie hinzuweisen lohnt sehr: Die *Bibliographie zur Schweizer Kunst* beziehungsweise *Bibliographie zur Denkmalpflege*, die beide an der ETH Zürich erstellt werden und in einem gemeinsamen Zweijahresband erscheinen<sup>4</sup>. Die Lage der Schweiz in der Mitte Europas und als Teil dreier großer Sprachlandschaften machen aus der Bibliographie zur Schweizer Kunst mehr als eine kleine Länderbibliographie. Immer wenn über Arbeiten von Schweizer Künstlern oder Architekten im Ausland geschrieben wurde oder über Entsprechendes von Ausländern in der Schweiz oder derartige Ausstellungen stattfinden, findet es in dieser gründlichen Bibliographie seinen Niederschlag. Soll bei einem Eintrag zur Kunstgeschichte zumindest *ein* Schweizer Bezug noch sichtbar sein, so ist die Bibliographie zur Denkmalpflege dagegen wirklich umfassend und international, über alle Epochen, Gattungen und Länder berichtend.

JÜRGEN KRÜGER  
 Institut für Kunstgeschichte  
 Universität Karlsruhe

<sup>4</sup> *Bibliographie zur Schweizer Kunst / Bibliographie de l'art suisse / Bibliografia dell'arte svizzera. Bibliographie zur Denkmalpflege / Bibliographie de la conservation des biens culturels / Bibliografia della conservazione dei beni culturali*. Redaktion Andreas Morel. Institut für Denkmalpflege ETHZ; ETH-Zentrum, CH-8092 Zürich; ISSN 1012-3970. Band 18, 1994/95 enthält 417 S., SFR 55,- (im Abonnement); Band 19 erscheint im Herbst 1997.

**Joseph Rykwert: *The Dancing Column. On Order in Architecture*.** Cambridge/MA, London: MIT Press 1996; 598 S., 315 s/w-Abb.; ISBN 0-262-18170-3; £ 45,95

Der Körper des Menschen ist wohl das älteste, gewiß das wirkungsvollste Paradigma der Architektur. Weitgespannt sind die Einsatzmöglichkeiten: Gestaltungsprinzipien, Funktionen, selbst Entstehungsbedingungen und ontologische Charakteristika lassen sich vom Menschen auf das Gebäude übertragen. Faßbar wird dies gleich im ältesten erhaltenen Architekturtraktat der Antike, Vitruvs *De architectura libri decem*. Neben seinem Beispiel des Menschen für Proportioniertheit allgemein und kommensurable Proportionen im besonderen ist es die Säulenlehre Vitruvs, in der die Menschenanalogie der europäischen Architekturtheorie eingepflanzt wird.

Dieser Säulenlehre und ihrer Entwicklung im anthropomorphen Kosmos der griechischen Antike widmet Joseph Rykwert sein neues Buch, Frucht einer zehnjährigen Arbeit. Noch deutlicher als in seinen bisherigen Publikationen ist zu spüren, was ihn zu diesem Werk bewegte: eine tiefe Unzufriedenheit mit der modernen Architektur. Im Vorwort formuliert er als sein Ziel, historische Antworten zu finden auf das, was wir von der gebauten Umgebung wünschen und erwarten (S. XVII). Nachdem im

ersten Kapitel einige positive Beispiele für den modernen Umgang mit den Ordnungen vorgeführt wurden (Antonio Gaudì, Gunnar Asplund, Adolf Loos), stellt das letzte Kapitel dem eine kunstphilosophisch gefärbte Analyse des Niederganges der Ordnungen entgegen, die ihre metaphorisch-poetischen Qualitäten verloren hätten und zu entleertem Schmuck geworden seien, so daß die Architektur gegen Ende des 20. Jahrhunderts kaum mehr als „dekorierte Hütten“ (S. 384), „in Geschenkpapier getarnte Rohware“ (S. 391) hervorbringe. *The Dancing Column* ist ein gelehrtes Plädoyer für die Poesie der Baukunst und gegen die Prosa der Profitbauten.

Mehrmals betont Rykwert, was aus seinen historischen Darlegungen ohnehin zu schließen ist: er redet nicht einer Nachahmung der antiken Säulenordnungen in unserer Zeit das Wort (S. 385, 391); auch andernorts spricht er sich gegen einen Klassizismus von Architekten wie Quinlan Terry aus<sup>1</sup>. Vielmehr sei das Metaphorische und Poetische in aktualisierten Formen wiederzugewinnen, wofür er als Ansatz Le Corbusiers Modulor nennt (S. 390 f.). In dessen mimetischem Charakter sieht er verwirklicht, was von den Tempeln der griechischen Antike zu lernen sei – die Beziehung zwischen architektonischen Formen und dem Gefüge menschlicher Gemeinschaften (S. 391).

Mit dem Aufruf zum Protest gegen Gebäude, die solchen Ansprüchen nicht gerecht werden, macht Rykwert deutlich, daß er diese Beziehung gestört sieht. Er reiht sich ein in den Chor derer, die eine Menschen-maßstäbliche Architektur fordern. Für ihn ist allerdings nicht die ästhetische Erscheinung ausschlaggebend, sondern die metaphorische Bedeutung über den Bezug zum menschlichen Körper. Damit vernachlässigt Rykwert die wahrnehmungspsychologische Dimension des Problems – die von der eigenen Körpererfahrung ausgehende Kunstbetrachtung empfindet solche Werke als angenehm, die dieser Erfahrung Entfaltungsraum bieten<sup>2</sup>. Diesen parallelen Weg zu anthropomorphen Bauten beschreitend, könnte Rykwert seine abstrakt bleibende Remedur möglicherweise konkreter fassen und der formalen Grundlage der „Lebendigkeit“ näherkommen, die er an Werken Cockerells oder William Wilkins' erkennt<sup>3</sup>.

Diese Beschränkung entfernt die historischen Darlegungen Rykwerts noch weiter von der Jetztzeit. Sein Interesse konzentriert sich auf die Entstehung, weitere Entwicklung und Bedeutung der griechischen Säulenordnungen, wie sie Vitruv beschreibt. Die kritische Untersuchung beschreitet zwei Wege: der erste, eher geistesgeschichtlich ausgerichtete Teil behandelt die Menschenanalogie in einigen Beiträgen der Architekturtheorie, die an sie geknüpften Aussagen auch mit Blick auf die Geschlechterdifferenzierung und – zu Beginn – ihren Niedergang bis heute. Der zweite, umfangreichere Teil dagegen (Kap. 6-11) ist archäologisch orientiert: nach den Anfängen des griechischen Kultes und der Tempelarchitektur sowie übergreifenden Fragen (Nutzung, Typologie, Bauplanung, Eckkonflikt, optische Korrekturen, Farbigkeit) werden der Reihe nach die drei griechischen Ordnungen sowie die tuskische kritisch untersucht, jeweils von ihrer Entstehung bis zum Ende ihrer Blüte in griechischer Zeit.

<sup>1</sup> Kenneth Powell: Interpreter of meaning, in: *the architect's journal* 11.7.1996, S. 20 f.

<sup>2</sup> Siehe dazu Kent C. Bloomer, Charles W. Moore, with a contribution by Robert J. Yudell: *Body, Memory, and Architecture*. New Haven 1977, dt. 1980.

<sup>3</sup> Wie Anm. 1, S. 21.

Deutlich essayistischen Charakter trägt besonders das wie eine Einleitung fungierende erste Kapitel. Es stellt vor allem die Wertschätzung der anthropomorph verstandenen Säulenordnungen bei deutschen Philosophen des 19. Jahrhunderts, bei Burckhardt und Ruskin der funktionalistischen Doktrin gegenüber, die Jean-Nicolas-Louis Durand über die *École Polytechnique* und die *École des Beaux-Arts* dem 19. Jahrhundert vermittelte. Die Herleitung der Säulenproportionen vom menschlichen Körper wird negiert, was Rykwert der Urhüttenlehre zuschreibt (S. 12 f.), die jedoch von Durand ebenfalls zurückgewiesen wird. Es ist die rationalistische Architekturtheorie seit Claude Perrault, die jegliche Nachahmungstheorie – besonders aber der anthropomorphen Säule – kritisiert. Worin aber der wesentliche Unterschied zwischen den Säulenordnungen eines trockenen, ahistorischen Klassizismus und denen der positiven Beispiele (Gaudi, Asplund, Loos) besteht, wird nicht deutlich: Gaudi setzt seine dorischen Säulenhallen bis in die Einzelteile in Bewegung, Asplund verfremdet das „*templum etruscum*“ in einen minimalistischen Kuppelbau mit Satteldach, und Adolf Loos entwirft das Chicago Tribune Building als gigantisches Mal in Form einer dorischen Säule. Die Sicht der gemeinsamen dorischen Ordnung als archaische, naturnächste und zugleich vollkommene (S. 24) ist alte Lehre klassizistischer Architekturtheorie besonders in Deutschland. Die genannten Monumente sind wohl weniger einem neuen Klassizismus zu Beginn des 20. Jahrhunderts zuzurechnen denn als Zeugnis des Dranges zur Reinheit in der klassischen Moderne zu verstehen. Wirksamer für die Weiterentwicklung der Säulenordnungen waren gewiß die sog. traditionalistischen Meister und die faschistische Architektur.

Einen Überblick über anthropomorphe Architektur (Säule, Gebälk, Kirche, Stadt) in der Theorie gibt das ebenfalls locker komponierte zweite Kapitel mit einem Exkurs über die barocke Charakterlehre. Dem werden die verwandten Konzepte aus der Staatstheorie gegenübergestellt. Hier zeigt sich eine Eigenart der Quellenarbeit Rykwerts, wie sie im Buch öfters zu finden ist: einerseits geht er in die Tiefe, wenn er die menschengestaltigen Kirchenfassaden Francesco di Giorgio Martinis nicht nur nach den – entgegen Rykwert nicht eigenhändigen! – Illustrationen beurteilt, sondern zusammen mit eingehender Lektüre der Texte. Andererseits bleibt er recht oberflächlich, wenn er Kontext und Intentionen vernachlässigt. Im Falle Francescos betrachtet er die berühmten Kirchengrundrisse des Sienesen nicht, fragt vor allem aber nicht nach dem Sinn dieser Analogien: wenn Metaphern untersucht werden, ist doch das Entscheidende die mit ihrer Hilfe formulierte Aussage. Wo Francesco davon spricht, interessiert sich Rykwert nur für die dort genannten Quellen (S. 60). Da er ferner die mittelalterliche Tradition des anthropomorphen Kirchengebäudes kaum untersucht und die christlich-allegorisch gesehene Säule nicht berücksichtigt<sup>4</sup>, entgeht Rykwert ein entscheidender Wandel zur Renaissance: an die Stelle moralisierender Predigt tritt im Quattrocento die ästhetische Erscheinung – die Menschenanalogie verleiht der Architektur die Qualität der Schönheit, wie es zum ersten Mal bei Giannozzo Manetti 1436 auftritt (den Rykwert nicht kennt).

<sup>4</sup> Dazu Bruno Reudenbach: Säule und Apostel. Überlegungen zum Verhältnis von Architektur und architekturexegetischer Literatur im Mittelalter, in: *Frühmittelalterliche Studien* 14, 1980, S. 310-351, sowie John Onians: *Bearers of Meaning. The classical Orders in Antiquity, the Middle Ages & the Renaissance*. Princeton 1988.

Im Kapitel zu den wohlbekanntesten kosmologischen Bezügen des *homo vitruvianus* verknüpft Rykwert souverän die Untersuchung der verschiedenen Mikrokosmos-Traditionen von der Vorzeit bis zur Renaissance mit Nikolaus von Kues, Dürer und Lomazzo. Damit ist er schon beim Proportionskanon des menschlichen (männlichen) Körpers, wie er von Vitruv schriftlich und von Polyklet nur noch in Statuenkopien umgesetzt erhalten ist. Originell ist Rykwerts Frage nach einem weiblichen Kanon, die für die Antike bislang zu verneinen ist.

Nach einigen Überlegungen zur Mimesis in der Architektur wendet sich Rykwert den menschengestaltigen Stützen zu. Als klarste Artikulation der anthropomorph gesehenen Säule mögen sie gerade deshalb im griechischen Kernland klassischer Zeit weniger beliebt gewesen sein, vermutet er (S. 138).

Mit Betrachtungen über die Frühzeit des griechischen Kultes und seiner Architektur sowie zum ägyptischen Einfluß beginnt der zweite, archäologische Teil. Daß die dorische Ordnung nach den minoischen und mykenischen Monumenten zuerst behandelt wird, sollte nicht bedeuten, daß dies die älteste Ordnung sei – hier folgt Rykwert etwas zu eng Vitruvs Geschichte von der Erfindung der Säulenordnung. Eigenwillig sein vorsichtiges Plädoyer für einen gewissen ägyptischen Einfluß, den Rykwert gegen die Fachwelt und die archäologische Evidenz dennoch nicht von der Hand weisen möchte (S. 162-65). Ebenso eigenwillig erneuert er die bereits vor Jahrzehnten als kaum beweisbar qualifizierte, auf Vitruv zurückgehende These, der dorische Tempel reproduziere in Stein ursprüngliche Holzbauten. Als neues Argument schlägt Rykwert vor, die Kanneluren als Axtspuren zu erklären (S. 176-78). Die Holzbautheorie paßt nur im Detail immer einmal wieder, jedoch nicht im ganzen und vermag nicht zu erklären, daß nach den sog. dunklen Jahrhunderten das dorische System anscheinend unvermittelt auftaucht<sup>5</sup>. Der Anthropomorphismus gerät hier etwas aus dem Blick – als metaphorische Bedeutung ließe sich in Rykwerts Sinne die Herkunft der einzelnen steinernen Teile aus konstruktiv bedingten Formen aus Holz oder Terrakotta sehen. Hier scheint jedoch ein deutlich dekoratives Interesse die Wandlung und Wanderung der Elemente zu motivieren.

Dominant ist dieses Interesse in der jonischen Ordnung, der sich Rykwert nach dem Kapitel zu übergreifenden Fragen zuwendet. Wieder spricht er sich für einen ägyptischen Einfluß aus, diesmal die Formation des äolischen Kapitells betreffend als – nach Rykwert – Vorform des jonischen. Die von ihm genannten Beispiele jonischer Tempel sind allesamt weiblichen Gottheiten geweiht, was nicht dazu verleiten sollte, dies als üblich anzunehmen. Die Zuordnung der Tempel-“genera“ zu bestimmten Gruppen von Gottheiten über den gemeinsamen Charakter taucht erstmals bei Vitruv auf und ist durch Baudenkmäler nicht belegbar – Rykwert folgt Vitruv und erklärt die Identifikation der jonischen Ordnung als weiblich aus dem Zusammenhang der Monumente mit Tieren und ihrer Fruchtbarkeit, Saat und Wachstum, Tod und Geburt.

<sup>5</sup> Eine umfassende Kritik dieser Thesen unternimmt Norbert Weickenmeier: *Theorienbildung zur Genese des Triglyphen. Versuch einer kritischen Bestandsaufnahme*, Darmstadt Diss. ing. 1985.

Die Erinnerung an Tod und Unterwelt halte die korinthische Ordnung fest. Hier besonders nimmt Rykwert den Text Vitruvs sehr ernst, indem er die Kallimachos-Anekdote von dem auf einem Grab von einer Akanthuspflanze umrankten Korb zum Anlaß für diese Deutung nimmt. Als Argumente dienen die Symbolik des Akanthus, das Vorkommen korinthischer Formen in Sepulkralzusammenhang sowie die Nutzung von Tempeln korinthischer Ordnung in Mysterienkulten. Auch hier dürfte die Fachwissenschaft reserviert bleiben: es ist wohl die prächtige Gestalt der korinthischen Ordnung, die sie in wichtigen Tempeln der hellenistischen Zeit zur Anwendung kommen läßt, während bis dahin die jonische der dorischen Ordnung vorzuziehen war, wenn es auf den dekorativen Reichtum ankam.

Ein Desiderat erfüllt das Kapitel zur tuskischen Ordnung, die als früher italischer Stil aus dem klassischen Kanon herausfällt und in der Forschung bisher wenig beachtet wurde. Leider zieht Rykwert nur wenige der ohnehin spärlichen Monumente heran, stellt aber dennoch eine interessante morphologische These auf: verbeiteter als die tuskisch-dorischen Kapitelle, wie sie meist in etruskischen Gräbern erhalten sind, seien bei den Etruskern Varianten des äolischen Kapitells gewesen, wie sie auch der kapitolinische Tempel gezeigt habe (S. 365). Die kompositen Kapitelle und das Konsolgebälk Roms untersucht Rykwert nicht mehr, sondern schließt den archäologischen Teil mit Ausblicken in die italienische Renaissance und das 19. Jahrhundert ab.

In stupender Gelehrsamkeit breitet Rykwert sein eigenwillig ausgewähltes und strukturiertes Material aus. Die Anmerkungen sind ein Fundus selbstbewußt geführter Diskussion, die aktuelle Bibliographie weist selbstverständlich einige Lücken auf<sup>6</sup>. Im archäologischen Teil zieht Rykwert immer wieder linguistische Argumente zu den griechischen Termini heran, auch ägyptische und semitische Vokabeln betrachtend. Darin ist er George L. Hersey recht nahe, der allerdings deutlich assoziativ arbeitet<sup>7</sup>. Der Mut zu diesem breiten, verschiedene Disziplinen verbindenden Ansatz ist um so mehr zu begrüßen, als er recht selten ist. Die Illustrationen – oft Aufnahmen Rykwerts – publizieren auch seltener gesehene Werke und gewinnen mitunter ein Eigenleben.

*The Dancing Column* ist ein brillant geschriebener Essay über die Erinnerungen, die mit den Säulenordnungen und ihren Teilen verbunden werden, mit deutlichem Schwerpunkt auf der griechischen Antike. Seine Thesen wird die kunsthistorische und archäologische Fachwelt nicht immer aufnehmen, sie sind jedoch stets anregend, lassen Raum zu Ergänzung und Widerspruch. War *The Idea of a Town* (1963) über antike Stadtgründungen ein Manifest gegen den ahistorischen Städtebau der Zeit, so will *The Dancing Column* der heutigen Architektur eine verlorene Dimension zurückgewinnen möchte: die der Bedeutung im doppelten Sinne.

MARKUS FRINGS

Fachbereich Kunstgeschichte  
Technische Hochschule Darmstadt

<sup>6</sup> Z. B. Heiner Knell: *Vitruvs Architekturtheorie. Versuch einer Interpretation*. Darmstadt 2. Aufl. 1991.

<sup>7</sup> *The Lost Meaning of Classical Architecture*. London 1988.